

Stephan Schäfer  
*Jetzt gerade ist alles gut*



Stephan Schäfer

# Jetzt gerade ist alles gut

park x ullstein



*Für Andrea, Leonard und Ada*



# PROLOG

*Mittwoch, 16:30 Uhr*

Der Fahrstuhl hielt. Und das Fieber überkam mich. Bis eben noch hatte ich mich kraftvoll und ausgeschlafen gefühlt. Ich war schon einige Male rauf- und runtergefahren, um unser Reisegepäck ins Auto zu transportieren – in Gedanken bei drei Wochen Sommerurlaub, bei einem kleinen Steinhaus mit Blick aufs Meer, bei endlosen Stränden, bei Einkaufstouren mit dem Fahrrad ins nächste Dorf. Die Nacht wollten meine Frau und ich abwechselnd durchfahren, um den nächsten Morgen mit Baguette, Croissants und Café au Lait aus großen, weißen Bechern zu begrüßen. Ich sah unsere beiden Kinder vor mir, bis über beide Ohren mit Hörspielen bewaffnet und eingekuschelt in Bettdecken auf dem Rück-

sitz, voller Vorfreude auf den gemeinsamen Urlaub. Auf Familienferien, so wie wir vier sie liebten.

Zuerst schob ich das plötzliche Unwohlsein auf das Schleppen der vielen Taschen. Doch das Gefühl, als wäre ich mit Hose, Jacke und Schal in eine Sauna gesperrt worden, war überwältigend. Mir war innerhalb von Sekunden so heiß geworden, dass sich Schweißperlen auf meiner Stirn sammelten. Meine Beine wurden schwer, als ob mir jemand Ziegelsteine unter die Schuhe gebunden hätte. Atemlos schleppte ich mich in unsere Wohnung und setzte mich an den Küchentisch. Ein Glas Wasser, eine kurze Pause, dann würde es mir bestimmt schnell wieder besser gehen, redete ich mir gut zu. Doch während meine Frau hinter mir fröhlich Brote für die Fahrt schmierte, baute ich weiter ab. Jetzt wurde mir abwechselnd heiß und kalt. Ich begann, am ganzen Körper zu zittern. Meine Tochter bog um die Ecke und hielt inne, sah mich erschrocken an.

»Papa, was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz weiß im Gesicht«, sagte sie, kam zu mir und legte ihre Hand mitfühlend auf meine.



Meine Frau drehte sich zu uns um und guckte mich erst prüfend, dann besorgt an. »Geht's dir nicht gut?«

Ich beruhigte beide. »Wird schon nichts Schlimmes sein. Ich werd mich mal für ein paar Minuten hinlegen.«

Jetzt bloß keine Aufregung! Ich bat noch um einen Tee und holte auf dem Weg Richtung Schlafzimmer alles, was noch an Energie da war, aus mir heraus, rief überschwänglich: »Ich freue mich so auf die Ferien!«

Mehr ging nicht. Ich sank ins Bett und wickelte mich in gleich zwei Decken ein, so sehr fror ich. Zum ersten Mal in meinem Leben klapperten mir die Zähne, und ich versuchte vergeblich, die Augen zu schließen, mich zusammenzureißen.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich zuletzt krank gewesen war. Seitdem ich ins Berufsleben eingestiegen war, hatte ich keinen einzigen Tag im Büro gefehlt. Im Krankenhaus lag ich zuletzt bei meiner Geburt – und das war jetzt fast fünfzig Jahre her. Ich joggte dreimal die Woche, ernährte mich gesund, trank Wein ledig-

lich zu besonderen Anlässen und dann auch nur ein Glas. Erzogen worden war ich als Enkel eines Fleischermeisters aus dem Ruhrgebiet nach der robusten Methode: Nur die Harten kommen in den Garten! Und obwohl ich Sebastian Kneipp für seinen Ratschlag verachtete, duschte ich mich jeden Morgen eiskalt ab.

Und jetzt das. Gerade heute.

Die Tür öffnete sich leise, meine Frau kam herein mit einem feuchten Lappen für die Stirn und einem Fieberthermometer. Das Ergebnis ließ nicht lange auf sich warten: 38,7 Grad – vor nicht mal einer Stunde hatte ich noch pfeifend meine Badehose eingepackt, jetzt glühte ich wie nach einem Sonnenstich. Eine Erkältung, ein Virus? So plötzlich?

Gemeinsam gingen wir durch, wo ich in den letzten Tagen gewesen war, wen ich getroffen und was ich gegessen hatte. Nichts erklärte meinen Zustand. Der dünne Schnitt am Mittelfinger meiner rechten Hand, den ich mir vorgestern mit dem Küchenmesser beim Würfeln der Zwiebeln zugezogen hatte, fiel mir erst wieder ein, als meine Frau mich danach fragte. Es war eine Be-

langlosigkeit gewesen, wie oft hatte ich mich beim Kochen schon geschnitten, gestoßen, am Ofen verbrannt. Wo gehobelt wird, fallen Späne. Etwas kaltes Wasser drüber, fertig. Noch nicht mal ein Pflaster war nötig gewesen. Dem schwachen Pulsieren in der Fingerkuppe hatte ich seitdem keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich holte meine Hand unter der Bettdecke hervor und legte sie in den Schoß meiner Frau.

Wir zuckten zusammen.

*Mittwoch, 17:15 Uhr*

Der Finger hatte sich verändert. Ein rötlicher Kreis umschloss den höchstens einen Zentimeter langen Einschnitt, die Wunde wirkte entzündet, Flüssigkeit hatte sich darum gebildet.

»Warum hast du mir das nicht schon mal früher gezeigt? Tut es weh?«

»Es pocht ein wenig, sonst nichts«, antwortete ich mit dünner Stimme. »Aber das kann doch nicht der Grund sein!«

Während ich mich bibbernd immer weiter in die Decke verkroch, überlegten wir gemeinsam, was zu tun war. Meine Frau schlug vor, ein Foto vom Finger zu machen und es unserer guten Freundin Anja zu senden, die seit vielen Jahren unsere Hausärztin war und der wir sehr vertrauten. Sie holte ihr Telefon, wir machten Bilder von allen Seiten, dazu schrieben wir eine Krankenakte im SMS-Stakkato: »Wunde, hohes Fieber, was denkst Du?«

Meine Frau deckte mich wieder zu. »Es wird bestimmt dauern, bis wir eine Antwort haben, vielleicht versuchst du, bis dahin ein wenig zu schlafen. Ich fürchte, den Aufbruch müssen wir erst mal verschieben«, sagte sie.

»Warte mal ab«, sagte ich mit einer Tapferkeit, die ich längst nicht mehr spürte. »Vielleicht wird es ja schneller wieder besser, als wir denken.« Sie schüttelte nur sanft den Kopf und ging in die Küche, um den Kindern zu erklären, dass der Urlaub wohl fürs Erste ins Wasser fallen würde.

Mit schlechtem Gewissen lag ich dort, schwitzend und schlotternd, die Gedanken zu schwach zum Kreisen. Ich spürte, wie sich mein Körper

weiter auf rasante Talfahrt begab. Und der Finger gab offenbar das Tempo vor. Mit gefühlt jedem Ticken des Nachttischweckers schwoll er weiter an, auch der Schmerz nahm deutlich zu. Konnte das sein? Diese Verschlimmerung im Zeitraffer? Bildete ich mir das alles nur ein, weil meine Sinne durch das Fieber gestört waren?

Irgendwann öffnete meine Frau vorsichtig die Schlafzimmertür.

»Und, was hat Anja gesagt?«, fragte ich leise.

»Die Wunde an deinem Finger ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der Auslöser. Da sich Entzündungen an den Gliedmaßen schnell ausbreiten können, ist damit wohl nicht zu spaßen. Sie hat dir ein Antibiotikum verschrieben, das hole ich gleich noch in der Apotheke ab. Wir sollen sie heute Abend noch mal anrufen. Sie will wissen, ob es anschlägt.«

»Also kein Infekt, der gerade rumgeht?«

»Eher nicht, sagt Anja«, antwortete meine Frau. »Durch das Medikament dürfte es aber relativ schnell wieder besser werden. Ich geh mal direkt los, ja?«

Die Nachmittagssonne schien durch die Kas-

tanie vor unserem Haus auf mein Bett. Langsam zog ich meine Hand wieder unter der Decke hervor und betrachtete meinen Finger. Seine Kuppe war deutlich dunkler geworden.

»Alles wird gut«, sagte ich zu ihm. Bald schon würden wir gemeinsam im Atlantik baden.

*Mittwoch, 18:30 Uhr*

Meine Kinder würden mich für verrückt halten, aber da ich an die heilende Kraft von Koffein glaube, schluckte ich die Tabletten mit einem doppelten Espresso runter. Und obwohl ich keinen Appetit hatte, versuchte, ich zur Stärkung eines der für die Fahrt gedachten Käsebröte – ein gekochtes Ei und zwei Tomaten obendrauf – zu essen. An normalen Tagen hätte ich dabei in der Zeitung geblättert oder ein Buch gelesen. Jetzt war ich darauf konzentriert, den Verlauf der Krankheit in meinem Körper zu verstehen. Mein Kopf glühte, aber der Schüttelfrost hatte sich so schnell wieder gelegt, wie er ge-

kommen war. Der Schmerz im Finger war unverändert unangenehm. Wie früher, wenn man sich als Kind beim Basteln ein Gummiband zu eng um die Gliedmaßen geschnürt hatte: taub und unter Spannung. Ich war zwar kein großer Freund davon, jede aufkommende Krankheit mit einem Antibiotikum zu bekämpfen, aber in diesem Fall fügte ich mich. Und glaubte an die baldige Wirkung.

Als ich den Autoschlüssel auf dem Tisch liegen sah, entschied ich deshalb auch, die bereits verstaute Taschen nicht wieder auszu packen und zurück in die Wohnung zu schleppen. Dann brachen wir eben am Morgen auf. Wenn meine Frau die erste Strecke übernehme, könnten wir vielleicht schon ganz früh vor allen anderen loskommen.

Ich beschloss, mich hinzulegen, der Schlaf würde mir guttun. Da meine Familie gerade aufgebrochen war, um noch etwas fürs ungeplante Abendessen einzukaufen, legte ich einen Zettel auf den Tisch: »Hab die Medizin brav genommen. Vielleicht gucken wir ja später noch *Grey's Anatomy*. ;-)) Euer Patient«.

*Mittwoch, 20:30 Uhr*

Noch im Halbschlaf dachte ich, es wäre ein Klopfen an der Tür gewesen, das mich geweckt hatte. Mit halb geschlossenen Augen ging mein Blick zur Uhr: Ich hatte tatsächlich über eine Stunde tief und fest geschlafen. Langsam richtete ich mich auf, schob mir ein großes Kissen in den Nacken, horchte in mich und meinen Körper hinein. Meine erste Diagnose: Es ging mir besser. Der Kopf war nicht mehr so vernebelt, das Fieber offensichtlich gesunken. Das Antibiotikum schien anzuschlagen. Doch die Erleichterung hielt nicht lange an. Denn jetzt registrierte ich, dass das vermeintliche Klopfen an der Tür in Wahrheit das meines Fingers gewesen war. Er fühlte sich noch heißer, pulsierender und gereizter an als zuvor. Ich hielt ihn ins Licht, und was ich sah, erschreckte mich. Entsetzt schlug ich meine gesunde Hand vor den Mund. Ich konnte es kaum fassen. Der verletzte Teil des Fingers war auf das Doppelte angeschwollen und aufgeplatzt. Blasen hatten sich gebildet,



Eiter floss, die Rötung hatte sich zu einem dunklen Violett verfärbt. Wie das Auge eines Boxers nach zu vielen Schlägen ins Gesicht.

Und dann spürte ich ihn kommen: einen unbeschreiblichen Schmerz. Er erinnerte mich an einen Bandscheibenvorfall vor vielen Jahren, der mich schier in den Wahnsinn getrieben hatte. Wie konnte ein so kleines Körperteil nur so große Beschwerden auslösen? Geschockt und zitternd stieg ich aus dem Bett und suchte nach meiner Frau. Ich fand sie in der Küche. Sie war gerade dabei, leise summend Nudeln in einen Topf zu werfen. So schöne Normalität, dachte ich und räusperte mich leise. Sie drehte sich um, sah mich an und registrierte sofort, dass es mir nicht besser ging. »Komm mal mit ins Badezimmer«, sagte ich leise. Unsere Kinder sollten erst mal nichts von der Verschlimmerung meines Zustands mitbekommen. Im Bad hielt ich ihr meine Hand entgegen. Und obwohl meine Frau eigentlich hart im Nehmen ist, konnte sie ihr Entsetzen nicht verbergen.

»Oh mein Gott! Was ist das denn?«, platzte es aus ihr heraus. »Du musst ins Krankenhaus!«

Ich erschrak. So eine heftige Reaktion hatte ich dann doch nicht erwartet.

»Ins Krankenhaus? Wollen wir nicht noch mal Anja anrufen?«, fragte ich zögerlich.

»Anja wird dir nichts anderes sagen. Soll dir der Finger erst abfallen?«

Auch wenn ich es nicht wahrhaben wollte: Ich wusste, sie hatte recht. Ich zog mir ein frisches T-Shirt an, wenige Minuten später saßen wir im Auto. Ich sah aus dem Fenster. Da draußen ging das Leben weiter, aber mit mir passierte etwas, das ich nicht verstand. Angst stieg in mir auf. Um mich zu beruhigen, versuchte ich, gleichmäßig tief in den Bauch ein- und wieder auszuatmen, so wie ich es im Erste-Hilfe-Kurs gelernt hatte. Gleichzeitig hielt ich meinen Finger aus dem geöffneten Autofenster. Der kühle Fahrtwind machte die Schmerzen etwas erträglicher. Und obwohl ich es immer noch als etwas übertrieben empfand, parkte meine Frau direkt vor der Notaufnahme.

Zum Glück hatte schnell eine Ärztin Zeit für mich. Sie sah auf meinen Finger, und angesichts ihrer Reaktion verschwand meine Hoffnung,

dass wir das Ganze vielleicht doch überdramatisiert hatten. »Das sieht nicht gut aus. Wir müssen das abgestorbene Gewebe entfernen und untersuchen. Wann haben Sie zum letzten Mal etwas gegessen?«

*Mittwoch, 22:00 Uhr*

Ein menschenleerer Flur, grelles Neonlicht. Auf einem Hocker neben mir ein trauriger Stapel zerlesener Zeitschriften. Allein wartete ich in einem Vorzimmer auf die stationäre Aufnahme. Meine Frau war kurz nach Hause gefahren, um mir Schlafanzug und Zahnbürste zu holen. Ich fühlte mich wie ein Hund, den man zu Ferienbeginn an einer Autobahnraststätte ausgesetzt hatte. Dabei war mein letzter Besuch in diesem Krankenhaus einer der bewegendsten Momente meines bisherigen Lebens gewesen: Vor mehr als elf Jahren war nur ein Stockwerk entfernt unsere Tochter auf die Welt gekommen. Der Frühling war gerade über den Winter hinweggezogen,

und mit ihm wurde die Welt von einer Sinnhaftigkeit durchdrungen, die ich so intensiv noch nicht erlebt hatte. Damals wurde mir klar, dass Lieben und Geliebtwerden alles ist.

Und jetzt saß ich hier, in diesem kalten, kahlen Raum, ruhiggestellt von einer schmerzstillenden Spritze, und wurde von der Erkenntnis meiner Verwundbarkeit aus der Bahn geworfen. Wie sicher war ich mir immer gewesen, dass meine Gesundheit ein unerschütterliches Gut sei, ein natürliches Geschenk des Himmels!

Ich sah meinen Finger an. Er war verbunden, doch ich erinnerte mich gut an seinen Anblick zuvor: Die Entzündung hatte sich deutlich ausgebreitet, die Hautfarbe war eher schwarz als violett. Ich musste an eine aufgeplatzte, verkohlte Bratwurst denken. Nie zuvor hatte ich mich von meinem eigenen Körper abgewendet, doch mir war schwindelig geworden. »Sie müssen sich das so vorstellen, als ob er von einer Armee fleischfressender Bakterien überfallen wurde«, hatte mir die Ärztin erklärt. Wie konnte ich das nicht bemerkt haben?

Ein Pfleger begleitete mich auf die Station:

BI. Wie die Bundesstraße, die durch meine alte Heimat führt. Wir sollten meine Mutter und meine Schwester informieren, dachte ich, während wir den langen Gang entlangschritten. Die meisten Türen waren geschlossen. Welche Schicksale mochten sich dahinter verbergen? Und was stand mir bevor?

Obwohl ich normaler Kassenpatient war, bekam ich zu meiner Überraschung ein Einzelzimmer zugeteilt. Man wolle die anderen Patienten so spät am Abend nicht mehr aufwecken, erklärte man mir. Das Bett war mit einer durchsichtigen Folie abgedeckt. Wie Essensreste vom Vorabend im Kühlschrank. Der Pfleger verließ den Raum. Und gerade als ich meinem Selbstmitleid freien Lauf lassen wollte, öffnete sich nach einem kurzen Anklopfen die Tür, und eine Frau trat herein. Graue, lockige Haare, eine blaue Strickjacke über dem weißen Kittel, sympathische Falten um die warmherzigen Augen, vielleicht Anfang sechzig.

»Was machen Sie denn für Sachen?«, begrüßte mich Barbara, die Nachtschwester.

Es gibt Menschen, die man nach wenigen Se-

kunden in sein Herz schließt. Ich habe nie verstanden, woher dieses Gefühl von plötzlicher Vertrautheit kommt. Ist es das Auftreten, die Ausstrahlung, die Gestik oder Mimik? Sicher lag es auch an dieser Ausnahmesituation. Mit Barbara fühlte ich mich jedenfalls sofort verbunden. Sie hatte mit Sicherheit schon unzählige Krankengeschichten gehört, Menschen leiden und genesen gesehen, Freude und tiefste Trauer erlebt. Doch während sie das Zimmer herrichtete und ich von den letzten Stunden erzählte, hatte ich den Eindruck, dass sie mir mit echtem Mitgefühl zuhörte.

Dann war das Bett fertig. Erschöpft ließ ich mich darauf sinken.

*Donnerstag, 02:30 Uhr*

Es war mitten in der Nacht, als man mich in den Operationssaal schob. Der Anästhesist erklärte mir, dass lediglich eine Teilnarkose des rechten Arms geplant sei, und fragte mich, ob ich damit

zurechtkäme, den Eingriff am Finger bei vollem Bewusstsein zu erleben. Ich hatte mit dieser Möglichkeit überhaupt nicht gerechnet und war eher erleichtert. Obwohl ich in meinem Leben noch nie eine Vollnarkose bekommen hatte, war mein Misstrauen groß. Das Gefühl, ausgeliefert zu sein, während ich selber im künstlichen Tiefschlaf lag, war mir unheimlich. Außerdem gab mir die Teilnarkose das Gefühl, dass es ein ganz einfacher Eingriff sein würde, eben: nichts Dramatisches.

Um mich herum herrschte eine professionelle, unaufgeregte Betriebsamkeit. Zwei Krankenschwestern bereiteten den OP-Tisch vor, Betten wurden rein- und wieder rausgeschoben, das gleichmäßige Piepen und Blinken der medizinischen Geräte hatte beinahe etwas Beruhigendes. Was für eine Parallelwelt, dachte ich. Während in den Wohnungen rund um das Krankenhaus die Menschen schliefen, wurde hier operiert. Kein Pfleger, der genervt auf die Uhr sah, keine Schwester, die heimlich gähnte. Die operierende Ärztin werde jeden Moment erwartet, sagte mir der Anästhesist. »Sind Sie bereit

für die Infusion?« Ich nickte und war froh, dass es endlich losging. Bald würde ich alles hinter mir haben. Langsam richtete ich mich im Bett auf und zog vorsichtig meinen rechten Arm aus dem OP-Hemd.

Dann kam die böse Überraschung.

Der Narkosearzt und ich sahen sie gleichzeitig, klar erkennbar wie ein gut markierter Weg auf einer Wanderkarte: Eine hellrote Linie zog sich vom Handgelenk bis hoch zur Schulter und dann direkt aufs Herz zu. Niemand hatte sie zuvor bemerkt. Seit meiner Einlieferung hatte sich den Arm niemand angesehen, das war mittlerweile einige Stunden her. Der Anästhesist blieb einen Moment still, dann änderte sich sein Tonfall. »Das haben wir wohl alle übersehen«, sagte er. »Die Lymphbahnen sind stark entzündet. Eine örtliche Betäubung können wir in dem Zustand vergessen. Es wäre zu riskant.«

Seine Worte trafen mich wie ein Schlag. Mein Puls raste. »Muss ich mir Sorgen machen?«, fragte ich ihn ängstlich.

»Wir möchten nur jegliches Risiko ausschließen«, versuchte er, mich zu beruhigen. Doch



alles um mich herum nahm Fahrt auf. Das Treiben im Operationsraum wirkte plötzlich hektischer, schneller, lauter. Ich war verwirrt. Was geschah hier gerade? Könnte ich doch wenigstens meine Frau anrufen! Wir hatten schwierige Situationen immer zusammen gemeistert. Hoffentlich machten sich die Kinder keine Sorgen ... Ich starrte an die Decke. Mein Geist raste. Wann hatte ich das letzte Mal gebetet? War es wirklich nötig gewesen, aus der Kirche auszutreten?

Dann ging alles sehr schnell. Der Anästhesist legte mir eine Maske an, die sich dicht über Mund und Nase schloss. »Ich zähle jetzt rückwärts von dreiundzwanzig«, sagte er ruhig.

Einundzwanzig war die letzte Zahl, die ich hörte. Dann wurde alles dunkel und still.

*Donnerstag, 04:30 Uhr*

Der erste Mensch, den ich sah, als der Nebel der Narkose sich langsam lichtete, war Barbara. Sie wickelte gerade meine Füße in eine Decke. Als sie